

**RÓNÁN
HESSION**

ROMAN

**LEONARD
UND PAUL**

AUS DEM IRISCHEN ENGLISCH
VON ANDREA O'BRIEN

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

LEONARD

Leonard wurde von seiner Mutter unter fröhlich überspielten Mühen allein großgezogen; sein Vater war auf tragische Weise während der Geburt gestorben. Obwohl eisernes Durchhaltevermögen nicht ihrem Naturell entsprach, hatte Leonards Mutter ihrem Sohn beigebracht, das Leben als einen Reigen kleiner Ereignisse zu betrachten, von denen sich jedes auf eigene Weise bewältigen ließ. Für sie war Güte etwas völlig Normales. Hinten im Garten kein Vogelhäuschen zu haben war ihrer Meinung nach nur dadurch zu rechtfertigen, dass man schon eins im Vorgarten hatte.

Wie es manchmal ist bei Jungen, die Brettspiele lieber mögen als Sport, hatte Leonard wenige Freunde, aber viele Ideen. Seine Mutter verstand intuitiv, dass Kinder wie Leonard einfach einen interessierten Gesprächspartner brauchten. Also plauderten sie auf dem Weg zum Einkaufen über Meeraale und tauschten sich auf dem Rückweg intensiv über die Monde des Saturn aus, während Leonards Bad redeten sie über Flutwellen und vor dem Zubettgehen noch schnell über den Mann, der es mit den längsten Fingernägeln der Welt ins *Guinness-Buch der Rekorde* geschafft hatte. Aber Leonard wuchs in einer Zeit auf, da man stille, verträumte Kinder nicht einfach als harmlos betrachtete und gewähren ließ, sodass seine Mutter

ihn oft gegenüber engstirnigen Lehrern verteidigen musste, die behaupteten, sie könnten einfach nicht zu ihm durchdringen. Bei Elternsprechtagen saß sie allein vor ihnen und erklärte mit unverdrossener mütterlicher Geduld, dass ihr Sohn, wie sein verstorbener Vater, eben einfach kein »Blitzmerker-Gesicht« habe.

Selbst als Leonard die Dreißig überschritten hatte, umhugte sie ihn weiterhin liebevoll, kaufte ihm Schinkenbraten zum Mittagessen, schön mager, wie er es mochte, stellte ihm morgens eine Tasse Tee auf den Nachttisch und versah seine Jeans sorgfältig mit Bügelfalten, die Leonard hinterher stillschweigend wieder rausbügelte. Er revanchierte sich für ihre Zuwendung, indem er ihr im fortgeschrittenen Alter Gesellschaft leistete und sie an seinem in relativ ruhigen Bahnen verlaufenden Alltag teilhaben ließ.

Leonard wusste nicht, wann genau sich ihre Mutter-Sohn-Beziehung hin zu einer eher partnerschaftlichen entwickelt hatte. Obwohl das gesellschaftliche Urteil über das Zusammenleben von erwachsenen Söhnen mit ihren verwitweten Müttern noch aussteht, gilt diese Situation nicht als erstrebenswert. Diejenigen, die davon Notiz nahmen, hielten sie vermutlich für eine Glücke oder ihn für antriebslos, generell und vielleicht auch sexuell, doch in Wahrheit lag es beiden fern, sich gegenseitig einzuschränken oder sich in die Belange des anderen einzumischen. Beide waren unabhängige Menschen, die ihre Privatsphäre schätzten und einfach gut miteinander auskamen. Leonard erinnerte sich allerdings an einen Moment, als sie es beide seltsam gefunden hatten. Damals war es darum gegangen, ob sie gemeinsam in den Urlaub fahren sollten, doch er hätte jetzt nicht mehr sagen können, wer von ihnen den Vorschlag gemacht hatte. Mutter-Tochter-Urlaube waren natürlich völlig

normal, und Vater-Sohn-Reisen galten als Teil des Reifeprozesses. Bei der Konstellation Mutter und Sohn hingegen dachten alle sofort, dass eine Person der anderen zur Last fallen müsse. Doch ehrlich gesagt waren die beiden ideale Reisegefährten. Sie war gut zu Fuß und konnte stundenlang durch Galerien und Museen bummeln, ohne sich wie andere, halb so alte Frauen erschöpft den Verlockungen des Museumsladens hinzugeben. Beide mochten Kirchen, Leonard war zwar nicht religiös, aber ein Großteil der Kunst eben schon. Während er sich also in europäischen Kathedralen an berühmten Bildern und Skulpturen erfreute, zündete seine Mutter in einer der Seitenkapellen eine Kerze für ihren schwachen, lang verstorbenen Ehemann an.

Nie fragte sie Leonard über Freundinnen aus, schließlich war das Thema heikel und sie außerdem unsicher, ob es ihrem anscheinend zölibatär lebenden Sohn an Interesse oder an Gelegenheit mangelte. Für Leonard hatte der Umstand, dass er zu Hause bei seiner Mutter wohnte, allein aus praktischen Gründen zu einer gewissen Zurückhaltung geführt. Er hatte sich gefragt, wie es wäre, wenn er ein Mädchen mitbrächte und am nächsten Morgen auf einmal zwei Tassen Tee auf dem Nachttisch ständen.

Seine Mutter starb mitten in der Woche im Schlaf, sorgfältig zugedeckt, ihre Kleidung war für den nächsten Tag fein säuberlich zurechtgelegt, diese Sorgfalt ein Zeichen ihrer Wertschätzung für die kleinen Dinge des Lebens. Als Ursache nannte der Arzt Herzinfarkt, betonte aber, dass er keinerlei Anzeichen für Leiden oder Dramatik habe feststellen können. Ihr Herz, erklärte er, habe einfach »den letzten Schlag getan«.

Da Leonard das schüchterne einzige Kind zweier ebenfalls schüchterner Einzelkinder war, kamen nur wenige Leute zur

Beerdigung. Die vorderen Reihen in der Kirche waren so gut wie leer, Leonard saß allein, da Trauergäste ihre Beziehung zu Verstorbenen oft falsch einschätzen und sich weiter nach hinten setzen, als sie sollten. Ohne nennenswerten Familienkreis blieb Leonard nichts anderes übrig, als die verschiedenen Aufgaben während der Trauerfeier selbst zu übernehmen: Er trug die Fürbitten vor, führte die Kollekte durch und kümmerte sich um all die anderen Nebensächlichkeiten, die sonst die Verwandtschaft erledigt hätte. Der Pfarrer tummelte sich in seiner Predigt auf den Gemeinplätzen Tod und Hoffnung, sehr zu Leonards Erleichterung, denn seine Mutter mochte es überhaupt nicht, wenn Menschen das Leben eines Verstorbenen auf eine Karikatur reduzierten. Hätte Leonard den Mut gehabt, wäre er aufgestanden und hätte allen erzählt, dass seine Mutter die Menschen in ihrem Leben umhegt hatte wie die Vögel in ihrem Garten: mit bedingungsloser Freude und Großherzigkeit.

Im Krematorium, als ihr Sarg auf Schienen unter dem roten Vorhang hindurchruckelte, fühlte sich Leonard an die Geisterbahn auf dem Jahrmarkt erinnert, die seine Mutter sehr gemocht hatte. Aufgrund ihrer Höhenangst und Scheu vor Gerangel waren Jahrmärkte für sie eine echte Herausforderung gewesen, die sie nur Leonards wegen angenommen und so eine Vorliebe für die Geisterbahn entwickelt hatte, im Grunde ja nichts anderes als eine langsame Fahrt durch eine dunkle Galerie voller angestrahlter Kunstobjekte. Nachdem der Vorhang hinter dem Sarg gefallen war und die letzten Klänge von »Nothing Rhymed« ihres Liebblingssängers Gilbert O'Sullivan verstummt waren, wischte Leonard sich eine Träne von der Brille und machte sich auf den Weg zu seinem Elternhaus, das er von jetzt an als Waise allein bewohnen würde.

Wenn ein Einzelkind seinen zweiten Elternteil verliert, wird

im Generationenkalender eine neue Seite aufgeschlagen. Abgesehen von allerlei praktischen Dingen, die zu erledigen und zu regeln sind, muss man sich auch noch dem Alltag stellen. Er kommt auf einen zu, ob man bereit ist oder nicht. Und so verquickten sich Trauer und Verwirrung. In diesem Gemütszustand, eine Oktave tiefer gestimmt, verbrachte Leonard die ersten Wochen nach der Beerdigung: Er schaute dem Auflauf im Ofen beim Überbacken zu, verharrte mit einer Tüte voller Futterherzen aus Sonnenblumenkernen vor dem Vogelhäuschen oder mit erhobenem Textmarker über der Fernsehzeitung. Hätte man ihn in diesen Momenten gefragt, woran er gerade dachte, oder ihn mit herkömmlichen Mitteln aus seiner Trance zu reißen versucht – ihn also ohne Grund beim Verharren unterbrochen –, er hätte keine Antwort parat gehabt, und sein Bewusstsein wäre zu ihm zurückgekehrt wie eine Katze nach ein paar Tagen unerklärter Abwesenheit.

Nach dem Abendessen saß er auf dem Sofa, wie viele allein-stehende Männer, denen Zeit nicht als Geschenk, sondern als Lücke galt. Dann schlug er eine der historischen Biografien auf, die geduldig im Regal warteten, viele davon schon nach den ersten Seiten mit einem Lesezeichen versehen, der Porträtier-te den Kinderschuhen noch nicht entwachsen. Buchhandlungen empfand Leonard als tröstliche Orte, Bücher kaufen als tröstliche Beschäftigung, aber seit einiger Zeit konnte er sich nicht mehr aufs Lesen konzentrieren, es kam ihm einsamer vor, jetzt, da seine Mutter nicht mehr im Haus herumwerkelt. Immer wieder setzte er sich an den Tisch und versuchte, Skizzen aus dem *Jahrbuch des Vogelbeobachters* abzumalen – ein am Strand entlangtippelnder Sanderling oder eine Lumme mit ihren Eiern, die birnenförmig verzogen sind, damit sie nicht von hohen Klippen kullern –, doch da er sie niemandem zeigen

konnte, hudelte er bei Einzelheiten im Gefieder oder vernachlässigte feinere Farbnuancen. Und natürlich war da immer der Fernseher: die beste aller Alternativen, wenn auch seltsam entfremdet, weil sonst niemand auf dem Sofa saß, mit dem er sich darüber hätte austauschen können.

Wäre Leonard ein anderer Mensch gewesen, hätte er sich vielleicht im Pub mit ein paar Freunden zum Darts, Domino, Karten- oder anderen Knastspielen getroffen, doch nichts vermittelte ihm derzeit ein intensiveres Einsamkeitsgefühl als die Vorstellung, sich in Gesellschaft von extrovertierten Menschen aufhalten zu müssen. In Zeiten wie diesen erkennen wir unsere wahren Freunde oder, wie in Leonards Fall, wenden wir uns unserem einzigen Freund zu. Und so, getrieben vom Wunsch, diesen trostlosen Teil des Abends zu vermeiden oder zu vertreiben, suchte Leonard regelmäßig Zuflucht in der Gesellschaft von Paul.

PARLEY VIEW

Paul wohnte noch mit seinen Eltern in dem Haus, wo er aufgewachsen war. Er hatte bereits mehr als dreißig seiner biblisch verbrieften siebzig Lebensjahre hinter sich, und Fremde, die gern ungefragt ihre Meinung kundtaten, mochten behaupten, ihm fehle es an »Elan« oder er wolle lediglich seine Eltern überdauern, um so ohne eigenes Zutun zum Hausbesitzer zu werden. Aber Paul war ein Mensch, an dem Tratsch dank seiner generellen Selbstvergessenheit komplett vorbeiging. In Wahrheit war er nie aus seinem Elternhaus ausgezogen, weil er Teil einer glücklichen Familie war und dies zu schätzen wusste, was vielleicht seltener vorkommt, als es sollte.

Sein Vater Peter hatte jahrelang als Ökonom gearbeitet, war aber jetzt im Ruhestand und lebte von der Rente, die ihm die unsichtbare Hand des Marktes zumaß. Sein Schädel war kahl, doch es sah aus, als hätte die Schwerkraft die seinem Haupt fehlenden Haare über die Kopfhaut zurück in seinen Körper gezogen, denn nun sprossen sie ihm stattdessen aus den Ohren, der Nase und den Brauen. Pauls Mutter Helen war Lehrerin und arbeitete in Altersteilzeit nur noch zwei Tage die Woche. Helen hatte Leonard zwei Jahre lang in der Grundschule unterrichtet. Damals hatte sie ihn oft für seine Zeichnungen gelobt und ihm versichert, er hätte »richtig Grips«, wenn er

ihn nur anstrengen würde, eine der nettesten Arten, jemanden faul zu nennen. Wie alle Lehrerinnen, die ihren ehemaligen, mittlerweile erwachsenen Zöglingen begegnen, begrüßte sie Leonard stets mit aufrichtiger Freude.

Ihren Mann Peter hatte sie auf der Straße kennengelernt, als er ihr den Weg zu einer Kunstausstellung beschrieben und sie schließlich dorthin begleitet hatte. Sie hatten sich spontan so ineinander verliebt. Die Chemie bahnte den Weg zur Physik, dann zur Biologie, und schließlich wurden die beiden mit ihrem ersten Kind gesegnet, Pauls älterer Schwester Grace. Paul kam erst nach zwei schwierigen Fehlgeburten zur Welt, weshalb Helen ihn verständlicherweise als besonderes Geschenk betrachteten. Helen und Peter teilten immer noch die Nähe zweier Menschen, die viel miteinander durchgemacht hatten.

Auf Pauls Vorschlag hin hatten sie ihrem Haus den Namen »Parley View« gegeben, nach einem französischen Chanson, das er mal beim Rugbyspiel im Fernsehen gehört hatte. Helen war es wichtig, den Garten hinten vogelfreundlich und vorn bienenfreundlich zu gestalten, während Peter sich um das kümmerte, was er »häusliche Instandhaltung« nannte: Bilder aufhängen, Glühbirnen auswechseln und all die anderen Dinge, die man einem bedürftigen Haus angedeihen lassen konnte, ohne ernsthaft in Werkzeug zu investieren. Grace war schon lange ausgezogen und bereitete sich auf ihre bevorstehende Hochzeit vor, ein Projekt, das sie mit ihrer Mutter in allabendlichen Telefonaten abarbeitete, wobei Helens mütterlicher Beitrag meist daraus bestand, Grace zu lauschen und gelegentlich beruhigend »Ich weiß, Schatz, ich weiß« einzuwerfen.

Als Leonard an diesem Abend vor der Tür stand, begrüßte Peter ihn wie üblich mit freudestrahlender Miene.

»Nur herein, Leonard, nur herein.«

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags WOYWOD & MEURER,
ein Imprint des Torsten Woywod Verlags, Kerpen

© WOYWOD & MEURER, Kerpen 2023
Alle Rechte vorbehalten.

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Leonard and Hungry Paul bei Bluemoose Books, Hebden Bridge.
© Rónán Hession 2019. All rights reserved. German translation rights
arranged with Melville House Publishing, 46 John Street, Brooklyn,
NY 11201, USA.

1. Auflage 2023

Übersetzung: Andrea O'Brien
Lektorat: Claudia Alt, Berlin
Korrektur: Anke Schenker, Borkwalde
Satz: Angelika Kudella, Köln
Gesetzt aus der Crimson Pro und der Bebas Neue Pro
Einbandgestaltung: Cosima Schneider, Frankfurt am Main unter
Verwendung eines Paisley-Musters von ahmadad05, fiverr
Einbandmaterial: Surbalin seda von peyer graphics, Leonberg
Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7491-8

www.buechergilde.de